der Mode bemerkbar machte. Der große Hut ist die Rückkehr zum Stil, die sich jetzt auf allen Gebieten vollzieht. Der große Hut, das ist die Schwärmerei für alles Vergangene, für Biedermeiermöbel, verblichene Brokate, Miniaturen und alte Stiche; der große Hut, das ist das Schweigen in Memoirenwerken, in alten Briefsammlungen, in Hölderlin und Novalis; der große Hut, das ist das Kostümstück, das Ritterstück, „die Rabensteinerin" und die Renaissance der Operette. Im Leben wie im Theater dominiert jetzt wieder die Farbe, und allenthalben wallen kostspielige Federn. Das ist der große Hut, und so angesehen, aus diesem historisch-ästhetisch-philosophischen Gesichtswinkel, können unsere Frauen gar nicht anders, sie müssen geradezu große Hüte tragen . . . Aber müssen sie wirklich? Während ich dies ausführe, lächelt das Gesicht unter dem großen Hut, um den sich meine Betrachtungen drehen, immer deutlicher. Und jetzt während ich meine kühne Schlußfolgerung wie einen Reiher mitten in das Arrangement meiner Ausführungen hineinpflanze, öffnet sich ein kleiner Mund unter einem großen Hut und sagt: „Aber die großen Hüte sind ja gar nicht mehr modern. In Paris macht man sie schon wieder kleiner." . . . Da hat man's. So geht es uns mit den Frauen. Auch diejenigen unter uns Männern, die sie zu verstehen vermeinen, verstehen sie noch nicht. Sie sind immer anderswo und lieben die Ueberraschung. Wir begründen sehr ernsthaft an der Hand unserer Kenntnisse und Erfahrungen, den großen Hut, und sie, was tun sie? Sie eilen zum Spiegel und probieren einen kleinen.

Aus aller Welt.

* **Kranke Pflanzen in den Tropen.** Infolge des stärkeren Anwachsens der Bevölkerung in den Tropen wird dort viel Wald niedergeschlagen und die Grassteppe weiterwert niedergebrannt. Diese beiden „Kulturmittel" haben von vielen Gegenden, z. B. in Java, den Waldbestand bis auf geringe Bestände vernichtet, und die holländische Regierung sieht endlich in ihren indischen Besitzungen Vorkehrungen treffen, das kahle Gelände wieder aufzuforsten. Man hält die tropischen Urwälder gewöhnlich für unerschöpflich, daß ist aber, wie die „Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten" bemerkt, ein Irrtum. Trotz der großen Ueppigkeit des Wachstums ist die Humusbildung in ihnen doch eine sehr geringe, und sie wird durch Regengüsse noch mehr erschwert. Regenwürmer und andere Vertreter der Kleinwelt, die zur Humusbildung durch Auflockerung des Bodens mit beitragen, fehlen in den Tropen fast ganz. Ein besonderes schweres Dasein hat unter den wertvollen Tropenpflanzen der Chinarindenbaum. Die Cynchonakulturen sind heftige Winde schädlich, namentlich in der Zeit der Trockenheit. Die Pflanze gedeiht an und für sich dort schlecht, wo sie vorher schon einmal angebaut wurde. Die heftigsten Gegner der Chinchona aber sind der Krebs und der Oleanderschwärmer. Der Krebs zerrüttet ihre Wurzeln, den Stamm und die Zweige; der Schwärmer vernichtet die Blüten. — Die Baumwolle, ein sehr empfindliches Gewächs, kann den Frost nicht vertragen. Schon leichte kalte Regenschauer werden ihr überaus schädlich, wenn auf diese nicht sofort warmer Sonnenschein folgt. Allzu große Nässe in ihrer Reifezeit bewirkt, daß die Baumwolle stark aus Kraut schießt und die Blüten und Kapseln abfallen. Auch der Kapselwurm verwüstet die Pflanze. Wird der Boden, auf dem die Baumwolle angepflanzt ist, zu viel mit Salz gedüngt, dann zeigt sich die Krankheit der „blauen Baumwolle." Die Pflanze wächst anfangs üppig, bekommt aber dann allmählich blaue Blätter, und die Kapseln fallen ab. In Aegypten wird diese Krankheit durch den Salzgehalt des nahen Mittelmeers erzeugt, der sich in den Septembernebeln weithin über das Land legt.

* **Ein Landstreicherkongreß.** In Cumberland, im Staate Maryland, findet gegenwärtig einer der merkwürdigsten Kongresse für — Armenpflege statt, den die Vereinigten Staaten je gesehen. In den Außenbezirken der Stadt versammeln sich Abgesandte der über das ganze Land verzweigten, ohne Statuten und offizielle Anerkennung in festem Zusammenhang bestehenden „Brüderschaft der Tramps." Die Versammlungen gelten vor allem der Vereinbarung eines neuen Systems, die Häuser zu „zinken" (mit Geheimzeichen zu versehen), deren Bewohner sich als wohltätigen Sinnes bewährt haben. Die sonderbaren Kongreßteilnehmer sind mit Geld reichlich versehen, und der Whiskyumsatz steigt. Die Bewohnerschaft ist von dem Zusammenströmen so zweifelhafter Elemente wenig erbaut, doch ist die Ruhe bisher nicht gestört worden.

Lustige Ecke.

* Verschnappt. Ein „. . . Und bin ich auch wirklich der Erste, den Sie lieb haben, Fräulein Amalia?" — Sie: „Aber selbstverständlich! . . . Wie langweilig seid Ihr Männer . . . immer fragt Ihr dasselbe!"

* Der verliebte Sonntagsjäger. „Zum dritten Male hat sie mich jetzt beim Rendezvous umsonst warten lassen. . . . Das wird immer schöner, nun fange ich an, da auch schon nichts mehr zu treffen!"

* Der Journalist. Staatsmann: „Ehe Sie Ihren Bericht über dieses Interview einsenden, wünsche ich ihn zu sehen." — Der Journalist: „Unmöglich. Ich habe ihn schon eine halbe Stunde vor Beginn dieses Interviews abgeschickt!"

* Ein Milderungsgrund. Richter: „Sie haben zehn Dutzend Flaschen gestohlen?" — Angeklagter: „Ja, weil ich damals so stark die Gicht hatte!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 47:
„Rauch."

Richtige Lösungen gingen ein 97. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 131. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Olga Hartmann, Frau Knoblauch, Lia von Lieres, Karl Schmidt, Wilh. Knoblauch, Frau Auguste Reuter, A. Wilke, P. Grimm, Fritz Schaab, R. Findeisen, Paul Haeblcke, Ewald Heuer, Martha und Paul Seidler, Arthur Breitschneider, Käthe Breitter, Frau Katharina Heckmann, Frau Wippliger, Martha und Frida Schulze, Emilie Gems, F. Roeber, ohne Unterschrift, A. König, Ww. Gehrodt, Kurt König, Gertrud Böge, F. Gosch, Richard Schütze, Gertrud Mühlberger, Willi Becker, Lore Lehmann, Anna Schütze, Elsa Hilpert, M. Hommel, Fr. Golze, Elsa Schraplau, Minni Sturm, Geschw. Kaempfe, Frau Frida Grahn, M. Reinicke, Frau Auguste Schaal, Frau Louise Naue, Artur Hartnuß, Emil Brockhaus, Hermann Busse, Paul Probst, T. Schild, Friedrich Gäbler, Louis Stück, K. Brunner, Gg. Schlereth, Frau Hedwig Krämer, Frau Hagemann, Frau Wilhelmine Hoffmann, Woldemar Schmidt, K. Schauer, Otto Wiedmann, Max Groß, H. Grundmann, Leni Himburg, Hermann Zöllner, Gotthold Weischle, B. Bender, G. Haaje, Paul Neubaur, R. Klimm, Frau Emmi Feitzler, Rosa Seeger, Arth. Brandt, Olga Fienbort, Fr. Lydia Stittrich, M. Frige, Frau Anna Herrmann, Fr. Kersten, Elsa Mahlig, Frl. Kat. Pfaustich, Rosa Utescher, Klara Walter, Otto Lange, Frida Schmidt;

von auswärts von: Frida Baum, Cönnern, Oskar Diettrich, Wernigerode, Willy Hartig, Eisleben, Heinrich Helbing, Naundorf, Frl. Schütte, Förbig, Kurt Oßig, Rather, Reinhold Dönig, Göttnitz, Hilda Thormann, Pranth, Annemarie Schulze, Neu-Dölau, M. Zenker, Merseburg, J. Benndorf, Ammendorf, B. Schoch, Zörbig, Ottilie Kohl, Kitzingen a. M., Wilhelm Klüthendorf, Ammendorf, Frau Krug, Helbra, Margarete Laue, Bitterfeld, Karl Gramm, Naundorf, Frau Alwine Meier, Cöthen.

Prämie: „Reichsgräfin Gisela" von E. Marlitt, eleg. geb.
entfiel auf **Fr. Kersten**, hier.

Rätsel.

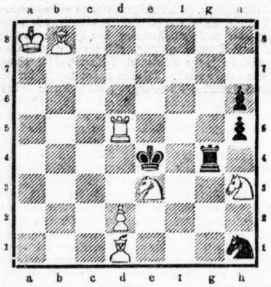
Wollt ihr mich finden, so sucht mich unter den Jüngern Thaliaß;
Anders der Kopf, so wird schnell eine deutsche Stadt.

Prämie: „Ein armes Mädchen" von W. Heimburg, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von Baron F. Wardener, Taus.



Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (7+5)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 44.
Zweizüger von Z. Mach, Prag.
W. Ke1, Dd7, Ld2, Ta5, c3.
Schw. Ke4, Tc5.
1. Ld2 g5 beliebig
2. 4 zuch † matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 48 Halle a. S., den 1. Dezember. 1907

Ein Schiffbruch.

Skizze von H. E. Jahn.

(Nachdruck verboten.)

Eine beängstigende Färbung, sie ist rotbraun, bronzerot, dunstig und stumm. Die Unendlichkeit der See und die Unendlichkeit der Luft, alles erschöpft wie in bronzeroten, rotgrauen Nebel gehüllt. Kein Atemzug — kein Lebenshauch — Alles wie erstarrt in Furcht und Entsetzen, alles wie versteinert in Ruhe und Schweigen. Keine Welle regt den blanken, grünen Wellenleib, als fürchte sie das drohende Gewitter aufzuschrecken. Nur fern, ganz fern, irgendwo in der Unendlichkeit der See und der Unendlichkeit der Luft ein verhallender Möwenschrei, wie das Lachen eines bösen Dämons . . . .

Auf dem Verdeck eines großen Dreimasters an den Fockmast gelehnt steht ein kleiner, graubaariger Mann. Das Gesicht ist unschön und erinnert mit seinen runden, vorstehenden Augen an ein Froschgesicht. Die Nase ist breit und dick, die Lippen sind rund und wulstig und es liegt etwas Stumpfes und Hartes in allen Zügen ausgeprägt, das unwillkürlich abstößt. Die runden Froschaugen blicken mit einem gläsernen Glanz hinaus auf die dunstige See und das angstvolle Schweigen jenseits der schwarzen Eichenplanken des Schiffes. Die Segel sind dicht gereft und an die Rahen geschlagen, das Schiff treibt vor Topp und Takel und liegt fast regungslos, wie ein großer, schwarzer Sarg auf der regungslosen, rotgrauen Fläche des Meeres. Der kleine, graubaarige Mann ächzt und wischt sich mit den zitternden, braunen Knochenhänden den Angstschweiß von der Stirne. In der Ferne, fast unter dem Horizonte, glaubt er die langen, gelbweißen Küstenstreifen der friesischen Inseln aus dem dunstigen Rotgrau der Flut tauchen zu sehen. Da steigt es empor aus dem Meer wie ein Nebelgebilde, aber alles doch so scharf und klar, als sei es Wirklichkeit. Er sieht die kahlen, gelben Dünen, auf denen der braune Hafer (Helm) im rauhen Seewinde frieret, sieht drunten bei den schwarzen Weiden das kleine Dörfchen, dessen gichtbrüchige, braune Hütten sich dicht zusammendrängen, wie erschreckt von der drohenden Nähe der See; sieht die Hütten sich hoffnungslos krank auf morsche Krücken stützen, die zerrissenen Strohmützen in die faltigen Gesichter gedrückt, wie Greise, den Unbilden des Wetters und der See fast erliegend.

Die größte Hütte des Dörfchens, dessen staubige Fenster so kalt herabblicken auf alle die armen blinden, gichtbrüchigen und tauben Hütten, die sie umgeben, diese große, fast neu aussehende Hütte hatte seiner Mutter Maike Dylstra gehört. Maike hatte einen Kramladen gehabt, und er hatte ihr im Geschäft geholfen und als sie es auf der Brust bekommen hatte und krank in dem großen, buntbeblumten Himmelbette lag, da hatte er das Geschäft allein versorgt. Dann war sie gestorben und die Habgier und der Geiz hatten ihn verleitet, durch gefälschte Schuldscheine und Schenkungsurkunden das ganze kleine Vermögen an sich zu bringen. Seine arme Schwester Hanna war fast leer ausgegangen. Martin van Höll, der Mann seiner Schwester Hanna, war beim Fischen umgekommen und sie mußte seitdem sich und ihren Jungen Waling durch Waschen und Stopfen bei den anderen Fischerweibern notdürftig ernähren. Um dieses krasse Elend nicht immer vor Augen zu haben, hatte er Haus und Laden verkauft und war mit Frau und Kind nach Südamerika ausgewandert. Aber das erhoffte Glück hatte er dort nicht gefunden, seine Frau war gestorben, sein Vermögen war in verfehlten Spekulationen verloren gegangen, und er stand allein und arm in der wilden, fremden Welt mit seiner Tochter Fröle. Da hatte er mit dem letzten ihm gebliebenen Gelde einen Platz auf einem Hamburger Dreimaster bezahlt, der mit Salpeter und Manganerz beladen von Iquique in Chile nach der deutschen Heimat steuerte.

Die Reise war bisher glücklich und ohne jeden Zwischenfall vonstatten gegangen — nun aber — da sie den Kanal passiert hatten und die langen, gelbweißen Küstenstreifen der friesischen Inseln aus dem dunstigen Rotgrau der Flut tauchten, hatte sich das bisher blaue lachend heitere Frühlingswetter gewandet und schwere und rauhe See mit harter Gewitterböe drohten . . .

Ein junges Mädchen war aus der Kampagne getreten und hatte sich langsam dem an dem Fockmaste lehnenden Manne genähert. Das lange, goldblonde Haar war schlicht um die weiße, klare Stirn geordnet und ihre stillen, blauen Kinderaugen sahen ruhig hinaus in den bronzeroten und rotgrauen Nebel jenseits der schwarzen Eichenplanken des Schiffes . . .

„Vater", sagte sie sanft. Ihre braune, arbeitsharte Hand auf des Mannes Schulter legend: „Wie freue ich mich, die Heimat wiederzusehen. Ob Tante Hanna wohl noch lebt? Und wie groß und schön ihr Sohn Waling geworden sein muß! Weißt Du, wir haben immer zusammen als Kinder gespielt im Sommer auf den Wiesen und den Dünen, im Winter auf dem Boden und in dem Stall!"

Gysbert Dylstra schüttelte ärgerlich den Kopf und sah erschreckt mit seinen vorstehenden, gläsernen Froschaugen in das rotgraue Schweigen der See. Fröle aber fuhr fort, ohne das Unbehagen ihres Vaters zu sehen: „Hätten wir nur unsere gute, liebe Mutter mit uns nehmen können —! Dann wären wir wieder alle zusammen wie einst. Tante Hanna und Waling und . . ."

Gysbert schaute zornig auf und fuhr sich mit den braunen, zitternden Knochenhänden durch die grauen, dürren Haare. „Immer diese Namen! Immer diese Namen!" keuchte er: „sie machen mich rasend!" — Fröle sah erstaunt ihren Vater an und frug: „Freust Du Dich nicht, sie wiederzusehen?!" —

„Nein — nein — und tausend Mal nein!" stieß der Mann scharf und zischend hervor . . . .

In diesem Augenblick kräuselte sich die starre, rotbraune Fläche der See und es liefen weiße Katzenpfoten über dieselbe daher, sie mit weißem, leuchtenden Gischt betupfend. Eine heiße Kühlte wehte und die Stengen, Spiren und Rahen knarrten in ihren Tauen heiser und dumpf — —

Dann kam der Sturm von Luv gerast, wie ein wildes Tier, das aus seinem Käfig entsprungen, packte das Schiff wie eine machtlose Beute, schleuderte es ganz auf Back, daß es mit den Wanten und Rahen fast in den rauhen, kochenden Gischt des Meeres tauchte. Die Planken und alles Rundholz ächzte unter der Wucht des Anpralles, das taufende Gut pfiff und schlug zusammen, aber nur einen Augenblick lag das stolze Schiff auf der Seite, dann richtete es sich empor und flog unter Sturmregel vor der steifen Gewitterböe durch den tobenden Aufruhr der Wogen. — —

Gysbert war von dem plötzlichen Anprall zu Boden geschleudert worden und bis an die Rehling gekollert, hier klammerte er sich krampfhaft an ein Tau fest; Fröle hatte den Fockmast umfaßt und hielt sich an den Eisenbeschlägen desselben fest, ihr langes, goldblondes Haar hatte sich gelöst und flatterte um ihr weißes, liebliches Kindergesicht wie eine leuchtende Goldwolke. Unter Beihilfe eines Matrosen hatten sie sich erhoben und mühsam die Kambüse erreicht und kauerten sich hier frierend vor Angst dicht aneinander.

Draußen war das Unwetter in toller Wut und Raserei los-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19071201068/fragment/page=0001

gebrochen. Die Blitze schossen wie tiefrote Lichtschlangen durch das fast Nachtschwarz der Wolken, der Donner rüttelte an der Erde, als wolle er sie zersprengen, oder als wäre er selbst nur das Echo der zersprungenden Erde; die See heulte und wütete wie ein zornziger Eisbär, der seinen weißen Gischtpelz schüttelte, daß die weißen Schaumflocken hoch emporstäubten. Mit ihren weißen Schaumzähnen packte die See das Schiff, daß es in allen Fugen krachte und schlug ihre weißen Schaumpranken um dasselbe, als wolle sie es zermalmen. Der Sturm half der See bei ihrem Zerstörungswerke, er riß an den Masten, an den Rahen, den Wanten und trieb die rasende See zu immer wilderer, wütenderer Anstrengung, das schwache Menschenwerk zu vernichten. Die Luft und die See, alles eine weiße, stäubende Wassermasse, alles wie fliegend, fliehend, dahinwirbelnd in Regen- und Gischtmassen. Das Schiff stob dahin in dieser allgemeinen, rasenden Flucht, wie fortgeweht — bald in Schaum begraben, bald hoch emporgeschnellt, wie schwebend in den dahinwirbelnden Regen- und Gischtmassen. Es schlengerte und stampfte, vom Mast bis zum Kiel ächzend, als wolle es leckspringen . . . .

Gysbert und Fröke kauerten noch immer wie erstarrt. aneinander geschmiegt in einer Ecke der Kambüse. Da wurde die Tür hart aufgerissen und der Kapitän trat herein; er triefte von Nässe und Regen, sein Gesicht war bleich, aber seine Stimme klang ruhig, als er sagte: „Befiehlt Euch dem großen Lootsen dort oben, wir steuern bald Hafen binnen, woher wir nie wiederkommen werden!" —

„Wir gehen unter!?" rief Gysbert grell, in Entsetzen wie gelähmt.

Der alte Seemann nickte ernst: „Mit Hemp und Hamp, und Hühn und Pardün! Ich will nur die Journale und Schiffspapiere klar machen, damit sie geborgen werden können und wenn es in einer leeren Flasche sein sollte, ehe wir in's Jenseits einlaufen."

Dann schritt der Kapitän ruhig weiter in seine Kajüte, als ginge er sich nur eine Pfeife stopfen . . . . .

Fröke sah dem alten Seemann mit ernster Bewunderung nach, dann blickte sie mitleidig auf ihren Vater, der wehnte und schrie und die zitternden, braunen Knochenhände verzweifelnd rang. Die leeren, gläsernen Froschaugen sahen starr vor sich hin, als sähen sie in eine unendliche Tiefe, in ein schwarzes, gespenstiges Nichts.

Da, ein furchtbarer Stoß. Das Schiff flog auf die Seite, der Fock-, der Groß- und der Besammast krachten und gingen über Bord, ein Dröhnen, ein Splittern, als berste das ganze Schiffsgehäuse auseinander und müsse jeden Augenblick von dem Gischt der Wogen verschlungen werden — das Schiff war gescheitert . .

Dann hockten ein Dutzend bleicher, bebender Menschen auf dem Achterdeck und auf der halbzertrümmerten Kampagne, angeklammert an Taue und Ketten, von Wogen und Sturm fast erstickt und in die kochende, schäumende Tiefe fast geschleudert . . . Und unter den bleichen, bebenden Menschen waren auch Fröke und Gysbert.

Fröke sah hinaus mit den blauen, angstvollruchenden Augen in die dahinwirbelnden Regen- und Gischtmassen, die sie umgaben, ein grauer, fliegender Nebel. Die Wogen schossen heran, wie riesige, graue Katzen, den Buckel krümmend, fauchend und zischend — sie heben die weißen Schaumpfoten, um die kleine, schwarze Maus, das Schiff, das hilflos am Strande liegt, zu zerschmettern — näher und näher gleiten sie — jetzt — jetzt — Wie hoch sie die Schaumpfoten recken! — Fröke schloß entsetzt die Augen — ein Krachen, Gischt und Schaum nehmen ihr fast den Atem und reißen sie fast los von den schützenden Tauen. Und immer neue Wogen schießen heran — dort und dort — und soweit das Auge langt in diesem grauen Nichts aus Sturm, Regen und Wasserdämpfen . . . . Und doch ist nicht alles geformt aus diesem grauen Nichts, dort am Steuerbord, wenn der Sturm die Regen- und Gischtmassen auf Augenblicke auseinanderpeitscht, kann sie gelbweiße Dünen erblicken und Menschengestalten darauf. — Menschengestalten, ganz deutlich, ganz nah — und doch wie fern, als läge die Ewigkeit zwischen ihnen und dem Wrack des Schiffes . . . .

Jetzt machen sie einen Seelenberger flott. Es kostet fast übermenschliche Arbeit, denn die Brandung wirft das Boot immer wieder zurück. Bis zu den Schultern im Wasser stehend, schieben sie das Rettungsboot vor sich her und jetzt — jetzt kriecht es daher, mit seinen langen Ruderbeinen weit ausgreifend, wie eine riesige Wasserspinne, bergauf, bergab durch Gischt und Sturm immer näher — immer näher — —

Am Achtersteven des Bootes sitzt ein junger, blonder Mann. Er feuert die Kameraden immer wieder und wieder zu verzweifelten Anstrengungen an, während er geschickt und kühn das Steuer des Fahrzeuges lenkt. Das muß Waling van Hök sein, sie erkennt ihn, trotzdem sie ihn fast acht Jahre nicht gesehen hat! Aber das sind die hellen, unerschrockenen, blauen Augen und die blonden Haare, das ist das Gesicht ihrer Tante Hanna, das stille, liebe Gesicht und um den Mund dasselbe sanfte Kinderlächeln.

O, sie hätte ihre Hände ausbreiten mögen und ihm entgegeneilen, wie sie es vor acht Jahren als Kind getan hatte und ihr kaltes, tränenfeuchtes Gesicht an seiner breiten, treuen Brust bergen. Auch ihr neben ihr auf dem Verdeck kauernder Vater mußte den jungen Mann am Steuer des Seelenbergers erkannt haben, er erhob die beiden Hände wie entsetzt abwehrend, dann schrie er auf: „Ja, ich habe es getan! Ich habe Dich und Deine Mutter um Dein Dir vor Gott und dem Menschen zustehendes Erbteil schmählich betrogen! Ich habe schwer gebüßt — ein Fluch lag auf mir und meinem Leben —! Ich habe alles verloren und kehre zurück als Bettler, arm und allein! Waling! Waling vergib mir — Dir und Deine Mutter!" — — —

Der Unglückliche hatte sich wie im plötzlichen Wahnsinn hoch emporgerichtet — eine Woge faßte ihn und riß ihn über Bord — in Flut und Schaum versank er in dem fliehenden, fliegenden, dahinwirbelnden Regen- und Gischtmassen, in dem grauen Nichts.

Fröke wollte dem Vater nach, allein der Kapitän und ein Matroye hielten sie mit Gewalt zurück — und dann war das Rettungsboot da und sie von den Trümmern des Wracks geborgen. —

Ein Jahr später. Es ist alles so still und stumm, als sei hier das Leben weltenfern — nur ab und zu über der starren, grauen See ein verhallender Möwenschrei, fast wie ein Schrei der nie ruhenden Sehnsucht . . .

Auf dem kleinen Inselfriedhof am Fuße der Dünen stehen zwei junge Menschen Hand in Hand. Fröke Dylstra und Waling van Hök, sie stehen dort, wo drei einfache, schwarze Holzkreuze den Ruheort ihrer Eltern bezeichnen . . .

„Morgen", flüsterte er halblaut, liebevoll seinen starken, braunen Arm um ihre schmächtige Gestalt legend, „wirst Du meine kleine Frau."

Sie nickte, vertrauensvoll ihr goldblondes Lockenköpfchen an seine Brust drückend: „Und ich werde Dir durch treue Liebe alles zu ersetzen suchen, was Dir mein unglücklicher Vater genommen hatte."

„Laß das, mein kleines, blondes Mädchen!" wehrte er ihr, ihre Lippen durch einen Kuß schließend. „Ich habe ja Dich, — die ich nicht für alle Schätze der Erde hingeben möchte! Nicht das Geld macht glücklich und zufrieden — sondern die Liebe und ein gutes Gewissen! So hat unser Pastor so oft gesagt und wenn ich Dir in Deine hellen, blauen Augen sehe, ist's mir immer, als habe es dort der liebe Gott hineingeschrieben, daß ich es mein Lebtag nicht vergessen soll!"

Und so standen sie in der Stille und der Einsamkeit, aber nicht allein, denn der Engel des Glückes umschwebte sie ungesehen und steckte jedem von ihnen ein Licht an tief im Herzen drinnen, das leuchtete und wärmte sie für's ganze Leben lang und konnte nie erlöschen, bis der Todesengel es einmal auslöst. — —

Und die Nacht brach herein kalt und grau, aber sie merkten es nicht, denn das Licht im Herzen drinnen leuchtete so hell und der Widerschein strahlte aus ihren glücklichen Augen. — —

Vom Leben am preußischen Hofe 1815—1852.

Eine wertvolle historische Quelle für die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, die uns jetzt durch mannigfache Erinnerungsdaten wieder sehr nahegebracht sind, erschließt sich uns in einem neuen Werke, das in den nächsten Tagen zur Ausgabe gelangt: „Vom Leben am preußischen Hofe 1815—1852", Aufzeichnungen von Karoline von Rochow und Marie de la Motte-Fouqué, die von Luise von der Marwitz im Verlage von E. S. Mittler & Sohn in Berlin veröffentlicht werden. Wir sind schon heute in der Lage, unsern Lesern in einhelnen Ausschnitten einige besonders fesselnde Episoden aus den beiden Teilen des Buches vorzulegen.

Aus den Erinnerungen der Karoline von Rochow.

Karoline von der Marwitz, aus dem alten brandenburgischen Geschlecht, am 9. August 1792 geboren, war in den Jahren 1814—1818 Hofdame bei der Prinzessin Wilhelm, der Gemahlin des jüngeren Bruders Friedrich Wilhelm III., die seit dem Tode der Königin Luise an der Spitze des königlichen Hofes stand. Sie vermählte sich dann im Jahre 1818 mit Gustav Adolf von Rochow, dem bekannten preußischen Staatsmann, der unter Friedrich Wilhelm III. Minister des Innern war. Lange Jahre war ihr Gatte auch der vertraute Ratgeber des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Als Kammerherr der Kronprinzessin hatte er eine persönliche Stellung am Hofe, und in den ersten beiden Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. blieb er dessen Minister. So durch ihre eigene Stellung wie durch die ihres Gatten in eine nahe Beziehung zum Hofe gerückt, hat diese charakterfeste Frau mit einem merkwürdig klaren und objektiven Geiste die Ereignisse der großen Welt miterlebt und sie erst später, im Jahre 1854, aus rückschauender Erinnerung, von allen Kleinlichen befreit, für ihre Familie niedergeschrieben. Wir greifen einige davon heraus.

Der Kronprinz.

Als Hofdame bei der Prinzessin Wilhelm hatte Karoline von Rochow Gelegenheit, die Jugendentwicklung des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Wilhelm I., zu verfolgen, die sie in einem seinem Kontrast einander gegenüberstellt: „Prinz Wilhelm hatte schon damals die hübsche vornehme Haltung, das verständige Wesen, das stets im Gegensatz zu dem ungebundenen seines älteren Bruders stand und ihn immer die äußeren Formen so gleichmäßig beobachten ließ, daß er frühzeitig einen bedeutenden Ruf erlangte . . . Für die Eigentümlichkeit des Kronprinzen gestehe ich, kein rechtes Verständnis besessen zu haben, im Gegensatz zu der großen allgemeinen Hoffnung, die man auf seine Zukunft von früher Zeit an setzte. Er hatte stets etwas so Exzessives in seiner Lustigkeit, seiner Heftigkeit, wie in der Abspannung, mit der er fallen ließ, was ihn kurz zuvor maßlos bewegt hatte; und ich glaube, das Maßlose und ein gewisser Mangel an momentaner Selbstüberwindung haben ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Sein Geist und Verstand genossen schon damals einen großen Ruf, aber es hastete ihnen leicht etwas Gesuchtes an. Der Stoff zum Humor sollte da gefunden werden, wo ihn niemand suchte; die Phantasie setzte sich in lebendige Bewegung und fiel dann platt herunter, weil sie ihrem Stoff in der Realität nicht so fand, wie sie ihn sich dachte. So ging es bis in das Reich der Gefühle. Er beschäftigte sich stets mit den Passionen, die er haben könnte, und kam eigentlich nie dazu. So hatte die Prinzeß Wilhelm irgend einen idealen Kopf in ihrem Zimmer, der einer Prinzeß ähneln sollte, die nachher den Palatin von Ungarn heiratete. Dies war sein gesuchtes Ideal, und er ängstigte sich stets vor der ungeheuren Leidenschaft, die er haben müßte, falls er ihr begegnete, was am Ende niemals im Leben geschah . . . Ausbrüche großer Heftigkeit wurden bei ihm gewöhnlich durch die unbedeutendsten Veranlassungen hervorgerufen, was auffallen mußte bei einem so ausgezeichneten Geiste und einem Charakter, in dem sich große Gutmütigkeit, Wohlwollen und edles Streben vereinigten. Damals waren die jüngeren Geschwister gewöhnlich die Opfer dieser Ausbrüche. Der Prinz von Preußen und Prinz Friedrich hatten gelernt, sie zu vermeiden, aber Prinz Karl, ein halbes Kind und ebenso heftig wie er, verteidigte sich mit Wut dagegen, und nicht selten wurden jene Familien-Vereinigungen durch unangenehme Szenen gestört . . ."

Die Fürstin Liegnitz.

„Die erste Begebenheit, die nach der Heirat des Kronprinzen eine große Bewegung im ganzen Lande hervorrief, war die zweite Vermählung des Königs (9. November 1824). Man kann sich heute, oder nachdem man die Sache nur in ihrem ruhigen einflußlosen Verlauf gekannt hat, keinen Begriff mehr machen von der allgemeinen Indignation, die darüber ausbrach. Eine morganatische Ehe kannte man bei uns nicht. Sie erschien uns nicht viel besser als ein anderes Verhältnis . . . Sonderbarerweise war von der Bekanntschaft mit der Familie des Grafen Harrach in Teplitz während eines Badeaufenthaltes nichts bekannt geworden. Plötzlich erschien auf einem Balle beim Kronprinzen ein sehr hübsches, frisches, elegantes, junges Mädchen unter der Aegide der alten Staatsdame Fräulein von Viereck, der letzten des Hofstaates der hochseligen Königin, die jetzt gewissermaßen an der Spitze des königlichen Hofes stand. Diese sagte: es sei eine Bekanntschaft des Königs aus Teplitz, er habe deshalb gewünscht, daß sie zu dem Ball des Kronprinzen gebeten würde; ihre Eltern besuchten keine Gesellschaften, deshalb habe sie, Fräulein von Viereck, es übernommen, sie herzuführen und zu präsentieren. Niemand, selbst von der Familie, ahnte ein näheres Verhältnis; alle jungen Prinzen empressierten sich, der hübschen Fremden den Hof zu machen, und so blieben sie wie vom Donner gerührt, als ihnen am nächsten Tage die Kunde wurde, dieselbe junge Dame sei bestimmt, ihre respektive Stiefmutter, Tante usw. zu werden. Gewissermaßen machte der König dabei die Erfüllung seines Entschlusses von der Zustimmung seiner Kinder abhängig, die durch mehrmonatige Anwesenheit der Großfürstin Charlotte alle um ihr versammelt waren. Wer hätte aber wohl dem Vater eine solche Einwilligung versagen wollen! Do bonne grace wurde sie schwerlich von allen Seiten gegeben. Am besten und edelsten zeigte sich der Kronprinz. Einmal mit dem Wunsch und Willen seines Vaters bekannt, nahm er sich der Sache an und setzte es durch, daß alle Aeußerlichkeiten dieses Verhältnisses, Namen, Etablissement so anständig und fürstlich, wie es sich schickte, ausgestattet wurden, während der König die Gräfin so unscheinbar und einfach wie möglich stellen wollte. Der Kronprinz bestand darauf, bei der Einsegnung der Ehe in der Kapelle von Charlottenburg anwesend zu sein, während der König auch dies so heimlich wie möglich betrieb . . . Der König selbst stellte seine Gemahlin bei einer Mittagstafel dem versammelten Hofstaate vor, indem er sie vor sich in das Zimmer schob, ihr die Hände auf die Schulter legte, sie auf diese Art eine Verbeugung machen ließ und sagte: „Dies ist eine junge Dame, die ich Ihrem Wohlwollen empfehle!" Als die Heirat vollzogen wurde, waren die Zimmer für die neue Gemahlin noch nicht einmal fertig. Sie mußte mehrere Tage logislagen inkognito bei ihren Eltern im Gasthaus „Zur Sonne" unter den Linden wohnen. So hatte die arme Frau wohl einen schweren Stand und schlechten Anfang . . . So ist es ihr überhaupt im ganzen Leben gegangen: nicht bedeutend, aber ruhig, bescheiden, passiv vielleicht in jeder Beziehung, stets taktvoll, wurde sie eine treue, betriebsame Gehülfin des Königs, der sie brauchte zur Pflege, zur Begleitung, um da zu sein, wenn er mit jemand sprechen wollte, und erntete schließlich eine allgemeine Achtung durch die treue Erfüllung ihres Berufes und die gänzliche Abwesenheit von Einmischung und Intrige. Die königliche Familie gewöhnte sich nach und nach daran, ihre eigenen Wünsche durch die Fürstin an den König zu bringen, und ich hörte sie gelegentlich als wohlwollende Vermittlerin rühmen. Damals gab die ganze Art, wie die neue Heirat geschlossen, die neue Gemahlin logislagen in das Palais eingeschmuggelt wurde, die Bekanntmachung der Ehe durch eine Art „lettre de cachet part" an die hohen Staatsbeamten Anlaß, Tadel, Aerger und Ridicule darüber auszuschütten. Diejenigen, die den König liebten, weinten über diese Schwäche, die Verteidiger waren zu zählen — und nach wenig Jahren schien alles überwunden. Man endete damit, anzuerkennen: der König habe recht getan, denn für seinen Sinn hätte er schwerlich eine passendere Heirat schließen können; und eine Gefährtin alter, einsamer Tage ist wohl einem Könige noch mehr als jedem anderen Manne zu wünschen . . ."

Der große Hut.

In der „N. Fr. Pr." plaudert Raoul Auernheimer: Ich will mich nicht vermessen, den großen Hut der Frauen zu beschreiben. Wer will das Unbeschreibliche schildern? Und wem wäre damit gedient, wenn ich zu definieren versuchte: Ein Wagenrad, aber so leicht wie eine Feder; ein Parapluie, aber aus Blumen, eine Taucherglocke, die aber eigentlich ein Luftballon ist? Zudem, die nächste Dame, die um die Ecke der Kärntnerstraße biegt, kann alle meine Vergleiche gleich über den Haufen rennen. Wer kennt Frauen, wer kennt Hüte? Nein, ich will nicht beschreiben, ich will begründen; oder doch versuchen, zu begründen. Woher kommt er so plötzlich, der große Hut? Die Wissenden werden antworten: Er kommt aus der Rue de la Paix, wo die Mode gemacht wird. Dort sah man ihn schon im vorigen Winter, und auch in den Pariser Logen machte er sich dazumal bereits bemerkbar. Er kommt also wie alle Kultur aus dem Westen. Aber mit dieser Antwort ist die Frage nur verschoben, nicht gelöst. Denn, muß man weiter fragen, warum wurde er in den Schaufäden der Rue de la Paix modern, warum in den Pariser Logen? Nur Toren oder ganz trivole Naturen werden darauf antworten: Weil es die Pariser Modisten so beschlossen haben. Mit Verlaub: die Modisten beschlossen gar nichts. Die Mode machen nicht die Geschäftsleute, sondern ihre Kunden. Irgend eine große Modedame, deren trauriger Teint es ist, sich über die Hüte anderer Frauen den Kopf zu zerbrechen, hat das Rad oder die Glocke mit Federn zuerst ausspekuliert und in ihre mehr oder minder gesträhten Locken gedrückt. Sie kam vielleicht gerade von einer Auktion, wo sie einen Stich nach Gainsborough oder Reynolds in Händen gehalten hatte, oder aus der Pariser Miniaturenausstellung, die in vorigem Sommer die Kenner lockte. Sie trat vor ihren Spiegel und fand, daß sie um nichts weniger hübsch sei, als die Damen des achtzehnten Jahrhunderts. Und auch in allen anderen Stücken nimmt sie es mit diesen auf . . . Und da, in diesem Augenblick, kam die Erleuchtung über sie, jene verzückte Stimmung, die bei den Frauen dem Schaffensakt vorangeht. Sie meinte ihn leibhaftig vor sich zu sehen, den großen Federhut mit muschelförmig gekrümmter Krempe, deren Kurve so gut zu Louis Seize-Möbeln und -Gedanken paßt. Jeder solcher Hut scheint zu sagen: Aords moi le dôluge, wenn er in der Karosse vorüberschwankt oder in der Loge thront.

Alles ist schon dagewesen, auch der große Hut. Im Jahre 1775 ward, als mit dem Dauphin und der überwältigen Marie Antoinette das junge Volk in Frankreich zur Regierung kam, Eine der ersten Reformen dieser revolutionären Jugend lief darauf hinaus, das Nationalkostüm zu ändern. Man kehrte zu den Seidenmänteln, Federhüten und farbigen Bändern der Zeit Heinrichs IV. zurück. Man schwärmte damals für Henri IV., wie man heute für das Biedermeierkostüm schwärmt oder für's Rokoko, und auch damals war es ein Zeichen von Schwäche: Wer allzu intim mit seiner Vergangenheit ist, der beweist, daß er keine Gegenwart hat oder zumindest keine Zukunft. Gesund sein, heißt vergessen können. . . . . Damals aber wie auch heute mußte man sich fortwährend erinnern, um das Leben ertragen zu können. Eine Frucht dieser Erinnerungen war der große Hut, der dann allerdings seine eigenmächtige groteske Form annahm, genau wie heute oder vielleicht morgen bei uns. Gaston Maugras schildert ihn in seinem Buche über den Herzog von Lauzun in der anschaulichsten Weise. Er sagt, die Frauen hatten dazumal das Gesicht in halber Körperhöhe. Alle Titten waren zu niedrig, alle Logen zu klein. Um in einen Wagen zu steigen, mußte man niederknien. Die Frauen trugen Berge, Wälder, Windsteigen, mußte man niederknien. Die Frauen trugen Berge, Wälder, Windmühlen auf den Hüten, und der ungeheure Apparat war rückwärts durch eine Straußfeder festgehalten, die tief in den Nacken reichte. . . . Natürlich waren damals wie auch heute die gesetzten älteren Herren und Damen gegen die sinnlose Uebertreibung der Mode. Da machte man eine schlaue Erfindung, um zugleich den Forderungen der Jugend und dem Geschmack der Alten Rechnung zu tragen: das sogenannte bonnet à la bonne maman. Das war eine auf Federn geteilte Haube oder sonstige Kopfbedeckung. War man in Gesellschaft älterer Leute, saß sie manierlich auf dem Kopf und war nicht viel größer, als die alte Haube gewesen war; blieb man aber mit der Jugend allein, so genügte ein Druck auf eine Feder und die Haube schnellte zur dreifachen Höhe empor. . . . Sollte der große Hut noch größer werden wollen, so empfehle ich diese Erfindung als Schutzmittel gegen die im quadratischen Verhältnis zur Hutgröße anwachsende Empörung der älteren Leute. . . .

Wie man sieht, ist der große Hut keine originelle Erfindung, vielmehr die bewußte Rückkehr einer schöngeistigen Modedame, die von einer Auktion kam. Aber gerade darum verdient er ernstere Beachtung. Er ist nämlich keine bloße willkürliche Mode, wenn anders es willkürliche Moden überhaupt gibt, sondern eine Zeiterscheinung. Meine Damen, der große Hut ist ganz einfach die Reaktion gegen den Realismus, der sich ja auch in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19071201068/fragment/page=0002